

GEDÄCHTNIS-LEISTUNG VON WILD

# Den Jäger im Sinn

„Erfahrene Ricken“, „heimliche Hirsche“, „schlaue Füchse“: Stehende Begriffe, die der Jäger Mensch mal anerkennend, mal ehrfurchtsvoll und mal zornig in den Mund nimmt.

Burkhard Stöcker hat sich der schwierigen Frage genähert, ob sich unser Wild erinnern und daraus lernen kann.

Ende Januar: Wild scheint es keines mehr zu geben in deutschen Revieren: unsichtbare Rehe, konsequent nachtaktive Sauen, und auch das Rotwild ist wie vom Erdboden verschluckt. Woran liegt's? Klar, eine Jagdsaison liegt hinter uns, und im Laufe dieser Monate hat das Wild wieder viel gelernt: Es kann gefährlich sein, dem Menschen zu begegnen, vor allem kurz nach Sonnenaufgang und kurz vor Sonnenuntergang.

Zentrum des Serengeti Nationalparks Tansania, seit Jahrzehnten jagdfreie Zone: Eine riesige Büffelherde hat uns eingekreist und äst friedlich um den Geländewagen herum. Zum Wiederkauen tun sich einige sogar direkt neben dem Fahrzeug nieder.

Wenige Kilometer südwestlich: Maswa Game Reserve, Jagdgebiet: Das einzige, was wir von Büffeln sehen, sind Staubwolken am Horizont.

Das „edengleiche“ Bild aus der Serengeti verdeutlicht den so genannten „Nationalpark-Effekt“: Sobald Wild nicht mehr bejagt wird, erkennt es den Menschen nicht mehr als Feind und hat somit nur mehr eine geringe Fluchtdistanz. „Freilebende Tiere werden erst durch die Jagd zum Wild“, sagte mal einer recht treffend.

**Nach jeder Jagdsaison** haben wir immer einen sich langsam aufbauenden „Nationalpark-Effekt“: Am Ende der jagdfreien Zeit ist das Wild relativ vertraut und häufig tagaktiv. Und wir nutzen dieses Phänomen ja auch in der täglichen Jagdausübung: Vor der Brunft halten wir in aussichtsreichen Revierteilen Ruhe, ebenso vor großen Drückjagden oder im potenziellen Feisthirsch-Einstand. Wir gehen also auch schon bewusst davon aus, dass die schlechten Erfahrungen, die das Wild mit uns gemacht hat, verblasen, wenn nach dem Negativereignis geraume Zeit vergangen ist.

Im Grunde wissen wir jedoch verschwindend wenig über die Welt von Erfahrung, Lernen und Erinnern unseres Wildes. Zumeist sind es Beobachtungen und Erfahrungen aus dem jagdlichen Erleben oder aus den zum Thema leider sehr dünn gesäten Studien der Wildbiologie.

Die Voraussetzung jeder höheren Leistung ist das Gedächtnis, zumindest bei allen Tieren mit zentralisiertem Nervensystem. Selbst so primitive Gattungen wie Pantoffeltierchen sammelten sich um einen Platindraht, der wiederholt beködert wurde – die Tierchen mussten gelernt haben, dass es dort mehr zu futtern gab als anderswo. →

FOTOS: W. RADENBACH, H.-J. MARKMANN. FOTOMONTAGE: STEPHANIE TIEBER



Eltern-Schule: Dieses Kalb flüchtet nur scheinbar kopflos hinter dem Alttier her. In Wirklichkeit lernt es dabei, wann es gilt, abzuspringen

Die Lernleistung von Wirbeltieren steht grundsätzlich in Verbindung mit der Gehirngröße: Die absolute Gehirngröße und die Anzahl der Verknüpfungen ist von größerer Bedeutung als die systematische Stellung des Tieres. Tiere auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe, aber mit einem größeren Gehirn, können lernfähiger sein als höher entwickelte mit kleinem Gehirn. Die Speicherung von Erfahrungen erfolgt bei Säugern meist im so genannten Neocortex, einem Teil der Großhirnrinde.

Inzwischen wissen wir, dass es zumindest im menschlichen Gehirn keinen klar abgrenzbaren Raum für das Gedächtnis gibt: Insgesamt vier verschiedene Gedächtnissysteme stehen nämlich in komplizierter Wechselwirkung zueinander.

**Ein früher sehr beliebter** Indikator für die Lern- und Gedächtnisfähigkeit eines Lebewesens war seine Gehirn-Körper-Relation. Hier stößt man allerdings bei genauerem Hinsehen auf Ungereimtheiten: Das Mäusehirn nimmt einen Gewichtsanteil von 3,2 Prozent ein – wir Menschen bringen es gerade mal auf knapp über zwei Prozent, und es wird ja wohl kaum jemand behaupten wollen, die kleinen Nager wären schlauer als wir. Hiernach liegt auch der Hund mit knapp 0,59 Prozent noch vor dem Wolf mit 0,52 Prozent – und wir wis-

sen ja, dass mit zunehmender Domestizierung von Lebewesen ihre Gehirnleistungen abnehmen. Geeigneter scheint daher der so genannte Cerebralisationsindex: Dies ist das Verhältnis zwischen stammesgeschichtlich jüngeren, hoch entwickelten Gehirnbereichen und älteren, ursprünglichen Gehirnteilen. Hier liegt zum Beispiel der Kolkrahe mit einem Wert von 18,95 deutlich vor der Stockente mit 6,08 und dem schon fast dummlich anmutenden Fasan mit 3,18. Der Fuchs liegt mit 16,8 deutlich vor dem Wildschwein (14,1) und dem Iltis (12,9) – am schlauen Fuchs ist also offenbar was dran. Menschenaffen bringen es auf 49, indische Elefanten auf 104 und knapp hinter dem Menschen mit 170 rangiert der Delphin mit 121.

Natürlich ist gerade das Gedächtnis ein zentraler Pfeiler für die Überlebensfähigkeit eines Lebewesens. Nur wenn es einmal Gelerntes auch behält, kann es dieses in Zukunft in sein Handeln integrieren und so seine Überlebensfähigkeit erhöhen. Günstige Nahrungs- und Überwinterungsplätze, tradierte Wanderwege, die wiederkehrenden Jahreszeiten, Erfahrungen mit Feinden, gefährliche Orte und so weiter: Erfahrungen sind ohne ein funktionierendes Gedächtnis gar nicht denkbar, und in der Konsequenz wäre die Überlebenswahrscheinlichkeit gleich null.

Zu Anfang ihres Lebens übernehmen Jungtiere einfach die Verhaltensweisen ihrer Eltern, sie lernen überwiegend durch Nachahmung. Später kommen eigene Erfahrungen hinzu, die mit dem nachgeahmten Verhalten kombiniert werden. Vieles aus dem so erlernten Verhalten wird irgendwann zum Automatismus, der ohne große Reflexion einfach abläuft. Je älter das Tier wird, desto besser kann es auf die verschiedensten Situationen reagieren, da es schon viele oder ähnliche durchlebt hat. So erklärt sich auch, dass nur ältere Tiere so genannte Leittiere sein können – Jungtieren fehlt der Erfahrungsschatz, was für die gesamte Gruppe fatal enden könnte.

**Schwarzwild ist zweifellos** eine unserer intelligentesten Wildarten. Verhaltensforscher Konrad Lorenz hat einmal sinngemäß gesagt: „Wenn ich gewusst hätte, wie intelligent Wildschweine sind, hätte ich meine Gänse Gänse sein lassen und mich der Erforschung der Borstenviecher gewidmet.“ Und er hat nicht Unrecht: An die Anpassungs- und Lernfähigkeit unseres Schwarzwilds kommt kaum eine andere Tierart heran – der bundesweite Siegeszug der Schwarzkittel ist dafür beredtes Zeugnis. Mittlerweile haben die Sauen stellenweise schon ganze Vororte, Campingplätze oder Schrebergarten-Kolonien fest in ih-

rer Hand. Bachen säugen ungeniert auf Bürgersteigen und zwingen Passanten zum Wechseln der Straßenseite. Schwarzwild hat also in solchen Regionen aus Erfahrung gelernt, dass es dort weder knallt noch Funken schlägt.

Eine Telemetriestudie aus dem Berliner Grunewald spricht Bände: 15 Sauen wurden mit Sendern ausgestattet und ihre Lebensgewohnheiten verfolgt. Da frischte eine Bache keine fünf Meter neben einer viel frequentierten Bushaltestelle. Nahezu rehendichte Kessel unter Brombeeren und Traubenkirschen teilten sich Stadtreicher und Sauen in unregelmäßigen Abständen (von Parallelnutzungen war jedoch nichts bekannt geworden). Im Grunewald kommt auf drei Hektar eine Sau – auf der gleichen Fläche tummeln sich Jahr für Jahr 30 000 Berliner. Und obwohl die Schwarzkittel bejagt werden, liegen ihre Fluchtdistanzen gerade mal zwischen zwölf und 22 Metern. Die Berliner Sauen nutzen also dank ihres Lernvermögens die Vorteile der Großstadtnähe hervorragend aus.

Im Vergleich mit seinem domestizierten Vetter schneidet auch das Gehirn des Schwarzwildes deutlich besser ab: Die ermittelte Gehirnmasse von Wildschweinen liegt im Schnitt ein Drittel über der von Hausschweinen. Dieser Unterschied lässt sich auf die höheren Anforderungen zurückführen, denen das Wildschwein bei seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt ausgesetzt ist. Aufgestallte, behütete und kontinuierlich mit Futter versorgte Hausschweine haben eigenständiges Denken und Handeln eben nicht mehr nötig.

**Rot- und Damwild** liegen in ihrer Intelligenz und Anpassungsfähigkeit deutlich hinter den Sauen. Dem stammesgeschichtlich jüngeren Damwild spricht man jedoch eine höhere Intelligenz zu als unserem Rotwild. Die deutlich höhere Anpassungsfähigkeit des Damwilds an sich verändernde Kulturlandschaften ist zumindest ein Hinweis in diese Richtung.

Wie nachhaltig sich aber Ereignisse ins Gedächtnis von Rotwild einnisten können, schildert der Rotwildexperte Harald Drechsler aus dem Harz: Er erlegte das Kalb eines markierten und gut bekannten mittelalten Alttieres. Nachdem das Alttier scheinbar längst in der Dickung verschwunden war, trat er zu dem Kalb – und blickte in die weit aufgerissenen Lichter des am Dickungsrand wartenden Tieres. Dieses markierte Alttier, vorher vertraut und häufig in Anblick, sah er danach nie wieder.

Wie oft passiert uns möglicherweise Ähnliches, ohne dass wir auch nur einen Hauch davon wahrnehmen? Wie oft wohl bekommen Wildtiere den Todesgeruch ihrer Artgenossen gemeinsam mit unserer Witterung in die Nase? Wie oft beobachten sie uns, wenn wir ihre erlegten Artgenossen aufbrechen oder bergen? Die Dunkelziffer jener von uns nicht registrierten Ereignisse kann keiner abschätzen. Und jedes Mal werden die Beobachter schlauer und schlauer und schlauer, bis sie schließlich am Ende der Jagdsaison für uns unsichtbar werden.

**Auch Hasen scheinen lernfähig** zu sein: Der Anteil von Althasen, die bei Feldjagden von der Treiberwehr erlegt werden, ist deutlich höher als der von Junghasen. Möglicherweise hat der eine oder andere gelernt, dass man sich erfolgreich drücken oder durch die Treiberwehr hindurch nach hinten entkommen kann.

Doch auch die vielleicht etwas dümmeren Vögel reagieren clever genug auf unsere jagdlichen Aktivitäten. Die gleichen Stockenten, die sich im Stadtpark füttern lassen, sind auf den bejagten Gewässern vor der Stadt genauso scheu wie ihre rein wilden Kollegen. Dies gilt in gleichem Maße für die Ringeltauben. Und auch bei der unbejagten Amsel unterscheiden wir eine zahme Garten- und eine sehr scheue Waldamsel. Erstere hat wahrscheinlich durch ihren extrem häufigen Kontakt zum

harmlosen Stadtmenschen jegliche Fluchtreaktion eingestellt. Die Waldamsel hingegen hat nur wenig Kontakt zum Menschen und ihn daher noch nicht ausreichend als harmlos erkannt.

Jagd, Verfolgung und Störung durch den Menschen – wohlgemerkt nicht nur durch Jäger – sind die entscheidenden Motoren für scheue Tiere. Daher lassen sich einige Erkenntnisse für die Jagdpraxis ableiten, um mehr Wild in Anblick zu bekommen und effektiver jagen zu können:

1. Jagd verstärkt auf einzeln gehendes Wild. Hier gibt es keine „Zeugen“, die negative Erfahrungen speichern und möglicherweise sogar weitergeben können.

2. Wenn möglich, beim Abschuss weiblichen Wildes ganze Familienverbände, also zum Beispiel Kitz und Ricke oder Kalb und Alttier, erlegen. So bleiben auch hier keine negativen Erfahrungen zurück.

3. Erlegt man ein Stück aus einem Rudel heraus, muss nach dem Schuss so lange gewartet werden, bis wirklich alle Rudelmitglieder den Wahrnehmungsbereich um die Erlegungsstelle verlassen haben. Nur dann ist gewährleistet, dass ein Schuss und der Tod des Artgenossen nicht unbedingt mit dem Menschen verknüpft werden.

Unser Wild ist wahrlich nicht dumm. Wenn wir jedoch behaupten, schlauer zu sein, was die Erdgeschichte ja wenigstens teilweise belegt, sollten wir dies auch in der täglichen Jagdausübung unter Beweis stellen. 



FOTOS: HELMUT PFEIFER, CHRIS MARTIN BARR

**Schlauer Fuchs:** Die Darstellungen Reinekes in Fabeln, Märchen und Geschichten zeigen, dass wir seit jeher Respekt vor der Intelligenz und „Verschlagenheit“ dieses Tieres haben